Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 4

Artikel: Die Insel-Dame
Autor: Buenzod, Emanuel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1070687

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erzählung von Emanuel Buenzod

Übersetzt von Rudolf Weckerle *Illustriert von Karin Lieven*

Als ich an der Wohnung des Hauswarts vorüberschritt, öffnete die Abwartsfrau die Tür.

«Schau», sagte sie zu mir, «da hast du einen Brief für deinen Vater, und hier die Zeitung. Ich bin froh, wenn du beides mitnimmst. Kehrt er von seinem Büro zurück, bin ich nie sicher, ob ich ihn beim Vorübergehen erwische, und dann habe *ich* das Vergnügen, alle diese Treppen hinaufzusteigen . . .!»

Sie öffnete die Tür noch mehr und betrachtete mich aufmerksamer.

«Du bist ein wenig bleich. Werd' mir ja nicht auch noch krank! Man hat genug Scherereien gehabt mit den Vidals dort oben.»

Sie seufzte.

«Nun, sie nehmen's schon nicht mehr so schwer. Seine Mama wird aufs Land reisen, um dort bei ihrer Schwester vierzehn Tage zu verbringen, und Herr Vidal hat die Arbeit, die ihn auf andere Gedanken bringen wird. Alles wird wieder ins gewohnte Geleise kommen. Am Donnerstag ist es ja schon eine Woche seit der Beerdigung . . .»

Mit einem neuen Seufzer übergab sie mir die Post, und sie konnte es nicht lassen, mich mit einem leichten Klaps auf die Wange zu belohnen, der freundschaftlich gemeint war, mich aber unangenehm berührte.

Ich stieg die Treppe empor, indem ich mich, nach meiner knabenhaften Gewohnheit, über das Geländer neigte, meine Brust an es drükkend. Als ich beim zweiten Treppenabsatz angekommen war, richtete ich mich wieder auf, hielt meinen Atem an. Eine tiefe Stille herrschte hier, und nach einer kurzen Weile des Wartens nahm ich, gleichsam im Innersten dieser Stille, ein leichtes Rauschen war, ein leises Knistern, als ob jemand mit der flachen Hand sanft über ein Stück ausgebreiteten Satinstoffes streichen würde. Ganz nahe war das, hinter der Tür. Da war mir, als sähe ich dort, nahe beim Eingang, Frau Vidal sitzen, die mit mechanischer Gebärde das kleine graue Kittelchen streichelte, das in den letzten Wochen ihr Sohn noch getragen hatte . . . Aber es war wohl niemand dort; dieses geheimnisvolle, unerklärliche Geräusch in der leeren Wohnung war viel-

leicht ... Von einer seltsamen Angst gepackt, huschte ich auf den Zehenspitzen davon.

Und wie ich in den Flur unserer Wohnung trat, sah ich schon von der Türschwelle aus meine Mutter; sie saß, mit Sockenflicken beschäftigt, im Hintergrund der perspektivischen Flucht des Flurs und des Eßzimmers, und das war wie ein Bild, ein ernstes und dauerndes, wie ein Abbild treuer Arbeit, in der Stille getan.

«Du kommst spät», sagte sie, ihren Blick kaum hebend. «Dein Vesperbrot wartet auf dich.»

Ohne auf das Stück Butterbrot zu achten, das auf einem Teller in der Tischecke lag, ging ich auf die Mutter zu, um ihren Kuß zu empfangen. Ich bettelte vergebens. Wollte sie mich wegen meines Zuspätkommens strafen, oder war sie in Gedanken vertieft, an denen ich keinen Anteil haben durfte? Nur mit einer sehr flüchtigen Liebkosung hatte die Mutter meine Stirne gestreift, so daß ich mich sofort, etwas bestürzt und traurig, von ihr wegwandte, um mich ans Tischende zu setzen.

«Er hat auch noch ein Loch in seinen Strumpf gemacht, diesmal sogar mitten in die Wade», ließ sich eine Stimme vernehmen.

Es war Bertha, meine um zwei Jahre jüngere Schwester. Sie las, was sie gerne tat, in einem Buch, auf einem Kissen sitzend am Boden, die Knie hochgezogen, den Rücken gegen unsern runden Kachelofen gelehnt, dessen eine Hälfte sich in das Eßzimmer, die andere in die Schlafkammer meiner Eltern wölbte. Nie sparte die Schwester mit ihren nichts weniger als gnädigen Bemerkungen, die meistens an meine Adresse gerichtet waren. Obwohl ich ihr angriffiges Wesen, das sozusagen zu unserm Familienleben gehörte, seit langem gewohnt war, mußte ich mich manchmal verwundern, daß in einem so schmächtigen Mädchenkörper so viel schonungslose Bosheit stecken konnte. Geschwind legte ich mein rechtes Bein an mein linkes, um das Loch im Strumpf zu verbergen.

«Nun», sagte ich, «stört es dich immer noch, kleines Scheusal?»

Bertha erklärte, daß ich in meine Strümpfe ruhig Löcher machen könne, das sei für sie kein Nachteil; denn glücklicherweise sei sie es ja nicht, die sie stopfen müsse. — Und die Schwester, macht sie auch Löcher in ihre Strümpfe? So etwas tun Mädchen nicht. Die Mädchen tragen Sorge. Sie verstehen es, behutsam umzugehen mit ihren Kleidern, und sollten sie das Mißgeschick haben, sich ein Loch in den Rock zu reißen (was kann einem nicht alles zustoßen?), nun, so können sie selber den Schaden wieder gutmachen, sie brauchen niemanden dazu.

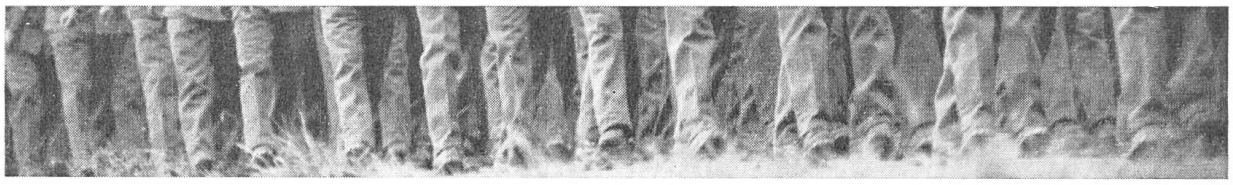
Plötzlich schwieg sie. Ihre Wangen waren feuerrot. Sie öffnete wieder das Buch, das sich zwischen ihren Knien geschlossen hatte, und sie tat, als ob sie sich in ihre Lektüre vertiefen würde. Ich zuckte die Achseln, und über meine Brotschnitte gebeugt, schickte ich einen kurzen Blick zu Mama hinüber. Wie oft hatte dieses stille Blicken, hin- und herüber, genügt, meinen Gram zu verscheuchen; dieses geheime Einvernehmen war mir Beruhigung, und es bezeugte mir zugleich, daß zwischen der Mutter und mir nichts Wesentliches beeinträchtigt worden war durch die gehässigen Bemerkungen meiner Schwester Bertha. An jenem Tag aber blieb meiner Mutter Stirne beharrlich gesenkt. Wollte sie mich solchermaßen bestrafen? Mit Mühe nur bewahrte ich kaltes Blut, mein Mut drohte zu sinken; geduldig wartete ich auf jenen Augenblick, da die Mutter jeweils mit einem begütigenden Wort oder auch mit leisem Tadel unserm Streit ein Ende setzte:

«Kinder, hört auf, euch herumzuzanken!»

Nichts geschah. Ein Lastauto ratterte durch die Straße, daß die Fensterscheiben zitterten, und wenig später schlug es von der Wanduhr, die über der Truhe hing, halb vier mit verträumtem Klang. Mein Herz in Unruh, wartete und wartete ich immer noch; dann, als ich den letzten Bissen meines Butterbrotes hinuntergewürgt und meine Schwester angefangen hatte, halblaut vor sich hin zu singen, den Zeigefinger zum Mund erhoben, stand ich vom Stuhl auf, ohne ein Wort zu sagen. In dem Augenblick, als ich meinen Platz verließ, hörte ich, wie die Mutter die Schere auf den Tisch zurücklegte; dabei entstand ein metallischer Klang, hart und trocken, wie ein letztes Urteilswort lag er mir in den Ohren.

Bei wem würde ich noch verstehende Güte finden, wenigstens einen Schein von Wohlwollen? Auf dem Ofen im Korridor schnurrte der Teekessel wie ein schläfriges Tier. Ja, das traute Anschmiegen einer Katze hätte mich wohl trösten können, jedoch dieses Sehnen war nur noch wie ein neues Gewicht, das sich an meine Täuschung, an meine Müdigkeit hängte. Wie schon so manchmal, wenn ich

DENKSPORTAUFGABE



Was ist auf dieser Fotografie dargestellt: *knorrige junge Baumstämme am Waldrand, oder handelt es sich um Männer, die eben einen Fluß traversiert haben?* (Lösung Seite 44)

mich in mein Zimmer zurückzog, hatte ich mir gedacht, wie gut es wäre, nun ein sanftes Streicheln und Schmiegen um meine Fußknöchel zu spüren, wenn ich mich dann niederbückte, so würde ich dieses Geschenk des Wohlwollens, von einer wirklichen Freundin entgegengebracht, mit liebkosenden Händen belohnen.

Oh, welch eine warme und lebendige Wirklichkeit! Für mich ganz allein! Und nicht nur das, diese Freundschaft, würde sie mir nicht Kraft und Wehr verleihen, die Tücken des Schicksals meistern zu können? Mein Vater aber liebte die Tiere nicht. Schon hatte ich mein zwölftes Jahr erreicht, und mein lang gehegter Traum war längst in Nichts zerronnen.

Schweren Mutes öffnete ich die Tür meines Zimmers, und da das Gefühl einer mir zugefügten Ungerechtigkeit nicht aus meinem Herzen weichen wollte, ließ ich mich auf den kleinen Stuhl niederfallen, der nächst der Türe stand. Rings um mich eine strenge Ordnung, glatt und kalt war sie und so matt wie die Stille, die hier herrschte. Das Büchergestell stand gegenüber der Kommode, der Spiegel des Waschtisches neben dem Kasten. Vor dem Bett der antike Wollteppich mit seinen roten und gelben Blumenmustern sah noch so neu aus, als ob er erst am vorigen Tag gekauft worden wäre. Mir gegenüber, jenseits des Fensters, erstreckte sich eine riesige schräge Fläche, zusammengesetzt aus lauter Ziegeln, mit Schnee überkrustet bis hinauf zu den Kaminen; darüber stand ein grau-weißer Himmel, fade und erfüllt von einer unfaßbaren und vergänglichen Klarheit. Mein Blick verlor sich irrend in diesem blassen Schein.

Schon mehr als die Hälfte des Februarnachmittags war vergangen. Noch eine Stunde dieses farblosen Tages, noch eine Stunde des Ausharrens in diesem kalten Schein eines ausdrucklosen und blinden Fensterscheibenlichts, und dann wird alles um mich her sehr rasch und fast plötzlich in einen grauen, dann schwarzen Schatten versinken, und diese Stunden, sie werden ebenso matt und arm an Zuversicht und Vertrauen sein wie jene des frühen Nachmittags. Von meinem Platz aus, wo ich saß, ließen mich tausend kaum wahrnehmbare Anzeichen erraten, daß sich der Tag seit langem zur Nacht gewendet, daß er sich aber immer noch nicht endgültig dazu entschlossen hatte, sein Licht vollends zu löschen, noch kroch es aus jedem Winkel, noch sickerte es in jede Ritze, einer harten und kalten Klinge gleich, die sich zwischen zwei Brettern durchzwängt. Die Wirklichkeit der Dinge, die mich umgaben, war so nackt, so vollkommen allen falschen Scheins, aller Verstellung beraubt, daß mir jede Zuflucht zu Ruhe und Muße verweigert ward, und so wie ein in die Enge getriebenes Tier sich in die Falle stürzt, blieb mir nichts mehr, ich fühlte es, als diese einzige Rettung: mich in die Arbeit zu stürzen. Ich preßte die Knie gegeneinander, dann erhob ich mich jäh. Da, meinen Blick auf die Bibliothek gerichtet, begegnete ich der «Insel-Dame». Und durchströmt von einer Flut stärkenden Trostes, setzte ich mich wieder sanft nieder.

Die «Insel-Dame», das war ein altes, seit langem schon zum Familienbesitz gehörendes Bild mit mattgoldenem Rahmen und bläulichem Glas; von diesem Bild ging ein heimwehsüßer Zauber aus, wehte ein Hauch unbekannter Ferne. In dem alten Gemälde mit seinem naiven und satten Kolorit lag ein märchenhafter Stimmungsgehalt, ein Zauber rührte mich an, der, wie mir schien, nicht für diese Welt bestimmt sei, in der ich mich bemühte, so zu leben, wie man es von mir

wünschte; ja es war mir, als ob ich Herz und Sinn einem unbegreiflichen Trugbild anheimgeben würde. Und doch, sie, die «Insel-Dame», sie war da, nahe bei mir, sie gehörte mir, weil sie, an den Stamm einer Kokospalme gelehnt, träumend vor sich hin über das weite, indigoblaue Meer blickte, auf dessen Fluten eine Korvette segelte; die Dame gehörte mir, weil auf ihrer Schulter, umhüllt von einem feinen, leicht gebauschten Tüllschleier, ein kleines Äfflein spielte; und sie gehörte mir, weil um den Mund der schönen Kreolin ein lieblich Lächeln leuchtete, zart wie Perlmutterglanz. Und ich hütete mich davor, das reine Licht dieses Lächelns mit meiner Tage Gram und Groll und eitler Hoffnung zu trüben. Und wahrlich, von all dem Schweren, das sich an mein Leben kettete, sollte sie, die «Insel-Dame», unberührt bleiben für alle Zeit. Bei ihr fand ich — Gott weiß warum — Zuflucht, Gnade und Ruh. Die Welt, die sich außerhalb ihres Zauberreiches befand, schien mir ungerecht, geizig und tyrannisch zu sein. Das liebe Gesicht der «Insel-Dame» aber, aus dem ein zarter, rosiger Glanz leuchtete, mußte ich immer wieder in süßer Trunkenheit betrachten; aus der feinen Silhouette ihrer Gestalt, die sich von den lichten Wassern des Meeres weich abhob, schien ein unwirklicher Gesang aufzusteigen, den ich zwar mit meinem Ohr nicht zu hören vermochte, wohl aber im Pulsschlag meines jungen und raschen Blutes zu vernehmen glaubte, und ich überließ mich insgeheim, ohne mich dagegen zu wehren, ganz diesem strömenden und köstlichen Gefühl.

Die Dame ließ mich an jenem Abend alle Welt vergessen. Es schien mir (ich befand mich ja nahe der Tür, und ich blickte in schräger Richtung auf sie), wie wenn sie mit einemmal der Wand entlang gleiten würde auf mich zu, um mir näher, gleichsam menschlich näher zu sein, als ob sie mir damit hätte bedeuten wollen: Schau, da lege ich dir mein Zauberreich in deine Hände! Und dann sprach sie zu mir. Was sie mir sagte, ich kann mich nicht mehr daran erinnern, vielleicht vernahm ich in dem Augenblick, in welchem ich glaubte, sie sprechen zu hören, nichts als ein leises Summen ohne Worte, ein sanftes Rauschen, das viel eher dem leichten Wellenschlag am Ufer des Meeres glich als dem Widerhall einer wirklichen Stimme. Vielleicht auch wollte die Dame sich mir nur kundtun durch ihren Geist, einem Hauche gleich, durch eine ganz leise Bewegung der Luft, in der ein unendlich feiner Duft lag, jener zarte und blasse Duft von Zitronenbäumen. Ach, war die Dame vielleicht eben doch nur ein gemachtes Bild, ein falsches, billiges Scheinglück?

Aber das weiß ich sehr wohl, daß ohne dieses Bild, daß ohne das gegenwärtige Sein der Dame die grauen Mauern, die mich einschlossen, nie von mir gewichen wären; ich allein würde nie aus eigener Kraft einen Ausweg gefunden haben, ich wäre nicht imstande gewesen, mir einen Durchgang zu bahnen bis zu jenem Zufluchtsort, der mir not tat; ausgeliefert den Tücken des Tages, preisgegeben seiner geheimen Umzingelung, wie würde ich...

Jeder Gegenstand rückte wieder an seinen Ort. Auf dem First der Dächer, die wie erstorben waren, lag das letzte bleiche Licht des Tages wie ein Abschiedsgruß. Das war das Hereinbrechen der Nacht am Himmel über den Dächern: ein allmählicher Wechsel von Halbdunkel zu Dunkel, ein strenges und stetes Dichterwerden unbestimmter Luftmassen.

Ich erhob mich, zog den kleinen Tisch, der in der Nähe des Bettes stand, heran unter die Lampe und setzte mich. Da trat meine Mutter ein.

«Wie weit bist du mit deinen Aufgaben?»

«Ich beginn' ja schon...»

Ein träger, aber fester Mut erfüllte meine Brust. Das Leben ist gut, das Leben ist stark, eins aber ist wichtig, daß man in seinem tiefsten Innern das Feuer des Vertrauens ständig nährt und daß man nie, auch nicht im geringsten, den Anschluß verliert mit der Kette der Zeit, die sich unaufhörlich abrollt. Festhalten, wachsen, fortschreiten. — Also, nun heißt es: Sich aufrichten, den Arm ausstrecken zum Büchergestell, mit entschlossenem Griff den schon arg verbogenen Pappband herausnehmen; er hat einen in schwarzer Leinwand eingefaßten Rücken, auf welchem gedruckt steht: «Arithmetische Probleme.» Und nun: die Aufgabe frisch angepackt, sie lösen und sogleich die nächste in Angriff nehmen, sie erobern...

«Wir essen! Zu Tisch!»

Papa war wie immer wortkarg. Er sagte nicht mehr an diesem Abend als an allen andern Abenden. Um seine Augen düsterten graue Schattenringe, hob er aber den Kopf, so wurden sie vom Licht der Lampe ausgewischt, senkte er ihn, so erschienen sie wieder und wurden noch dunkler. Es sei kaum

eine Stunde her, da habe er Leute besuchen müssen, deren Anblick, wie er sagte, ihm den Appetit genommen habe. Dennoch bediente er sich von neuem mit Fleisch und Gemüse...

Und nun kamen die Abendstunden. Während der Mahlzeit hatte Bertha keine neue Bemerkung fallen lassen wegen meines Loches im Strumpf; ja sie hatte mich sogar die Ellbogen auf den Tisch stützen lassen, ohne mich deswegen bei meinem Vater sogleich zu verklagen. Sie verließ bald den Tisch. Mama machte mir den Vorschlag, mit ihr ein wenig Domino zu spielen.

«Nur wenn du mit deinen Aufgaben fertig bist», fügte sie noch hinzu.

«Ich bin nicht fertig.»

Wieder ging ich in mein Zimmer. Beim Anzünden der Lampe fiel mein Blick auf das offene Wörterbuch; auf dem geöffneten Heft lag das Buch mit den Übersetzungsübungen. Ich setzte meine Arbeit fort. Nach einer kurzen Weile schaute ich auf die trüben Fensterscheiben, und wieder beschlich mich ein seltsames Gefühl; die feindselige Nacktheit des Raumes, der mich umgab, bedrückte mich. Ich erhob mich, zog die Vorhänge übereinander, setzte mich dann wieder und vertiefte mich während langer Zeit in die Arbeit. — Hinter ihrem Glas, an der Wand, war die «Insel-Dame» nur mehr ein Gegenstand zwischen andern Gegenständen dieses Zimmers, das mir mit seiner lauen Atmosphäre wie ein Gefängnis vorkam. Von Zeit zu Zeit, wie um mich ihrer Gegenwart zu versichern, schickte ich ihr einen raschen Blick zu.

An jenem Abend (schon seit langer Zeit hatte ich das beobachtet wegen des in schräger Richtung fallenden und gedämpften Lichtes des Lampenschirms) wurden die Farben des Bildes dumpfer und dunkler: Das Indigoblau war nun fast ein Schwarz, das rosige Kleid der «Insel-Dame» begann karmesinrot zu schimmern; das kleine dunkle Äffchen auf ihrer Schulter schien mir nur noch ein seltsames Fragezeichen zu sein; die große weiße Wolke, die hinter dem Horizont des Meeres aufstieg, nahm die gelbe Tönung von Elfenbein an. In meiner Zelle, da war ich wie einfestgebundenes Floß auf magischen Wassern der Finsternis. In meine Arbeit vertieft, die Gedanken gesammelt, vernahm ich das leise und stete Knirschen meiner Feder.

Und dann war es Zeit, zu Bett zu gehen. Wie ich das Oberleintuch zurückschlug, um unter die Decke zu schlüpfen, kam mir mit einemmal der Gedanke an den Tod des kleinen Vidal. Gewiß war er bei den Engeln: in unerreichbarer Ferne, wunderbar rein; sein Körper, in ein weißes Kleid gehüllt, weilte in blauen, von ewigem Lichte gesegneten Räumen. — Und beglückt von der Seligkeit der Engel, die zweifelsohne verschieden ist von der Seligkeit der Erdenkinder, war ich fast eingeschlafen, still und beruhigt, so still und beruhigt, wie Menschenkinder es eben sein können...

Da kam meine Mutter, mir den Gutnachtkuß zu geben. Wie durch ein mildes, honiggoldenes Licht sah ich sie auf mich zukommen; sie neigte sich über mich, und vertrauensvoll streckte ich ihr meine Arme entgegen.

«Mama», raunte ich ihr ins Ohr, «nicht wahr, sie ist schön, die „Insel-Dame"? ...»

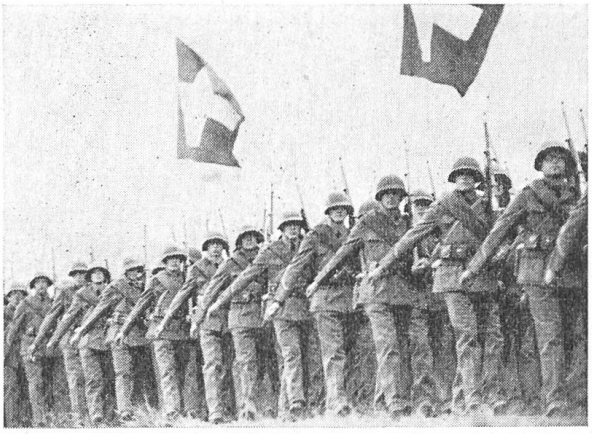
Und die Mutter, ihr Gesicht nahe an dem meinen, lächelte seltsam, als ob sie meine Worte nicht recht verstanden hätte.

«O ja! Schlaf jetzt schön!» sagte sie begütigend.

Ich aber wollte noch nicht schlafen. Weil für mich nun wieder alles klar geworden, weil

---

Lösung der Denksportaufgabe von Seite 42



Nein, auf dieser Fotografie, die wir hier unbeschnitten wiedergeben, handelt es sich um Truppen des Infanterieregimentes 12 beim Vorbeimarsch anläßlich des Defilés des 3. Armeekorps. Die Hosen unserer Uniformen sind also offenbar doch nicht ganz so tadellos zugeschnitten, wie uns Fachleute immer wieder glauben machen wollen. Unsere Soldaten verdienen eine schönere Uniform.

mein unglückseliger Tag nun in sanfter Minne und Barmherzigkeit sich löste und vollendete — wie hätte ich da meine Mutter aus dem Königreich meines Glückes ausschließen dürfen?

«Hör mich an!» sagte ich mit bittender Stimme.

Ich erzählte ihr von diesen unzusammenhängenden, geheimen und zarten Dingen, die man einem andern preiszugeben sich nur dann entschließt, wenn in uns, nach und nach, das Herz zur Ruhe gekommen ist. Ich sprach zu ihr: «Die „Insel-Dame", diese Kreolin, hat mich an irgendein schöneres Land denken lassen, an ein Land, das weit weg ist von hier, weil ... Ach! Mama, wie soll ich es nur sagen? ... Weil es für mich Tage und Abende gibt, an denen ich nicht mehr hoffen kann, wo der Tag mich wie ein Gefängnis mit toten Mauern umgibt. Oh, dann brauche ich meine Blicke nur auf sie zu richten, und obwohl sie regungslos ist und stumm, ist sie dennoch lebendiger als eine Flamme.» (Und beinahe hätte ich mich noch mehr verstiegen und gesagt, daß sich die Dame mit nichts, mit keinem Menschen vergleichen lasse, wagte es aber nicht, aus Furcht, ich würde mit meinem seltsamen Gestammel verraten, daß mir die Dame noch wunderbarer erscheine als das Leben selber.) Hier im Bette konnte man sich nur ein wenig aufrichten und mit ungeschickten Gebärden, den Liebkosungen eines Blinden gleich, in die leere Luft Zeichen machen, um damit ein wenig anzudeuten, das, was man sagen wollte, um nur ein wenig dem Ausdruck geben zu können, was einem so sehr der Bewunderung wert schien, einer Bewunderung, von der man sich innig wünschte, sie mit jemandem teilen zu dürfen ...

«Du phantasierst und schwärmst!» sagte Mama leise.

Dann richtete sie sich wieder auf, etwas zögernd, wandte sich mit einer Gebärde des Bedauerns von mir ab, ging auf das Bild zu und betrachtete es genau. Einen Augenblick lang sah ich, wie ihr scharfes, regungsloses Profil auf dem dunklen Grunde der Vorhänge sich abhob.

«Du hast recht», sagte sie mit halber Stimme. «Das ist ein schönes Bild.»

Die Mutter näherte sich wieder meinem Bette und drückte mir hastig die Hand.

«Schlaf jetzt, schlaf jetzt schön!» sagte sie sehr leise.

* * *

Wenn die Erinnerung mich nicht täuscht, war es zu Beginn der folgenden Woche, als ich aus der Schule heimkehrte und die Entdeckung machte, daß die «Insel-Dame» verschwunden war. Wie um meinem Erstaunen zuvorzukommen, erschien meine Mutter schon unter der Tür meines Zimmers, um mir zu berichten, daß ihr beim Abstauben der Möbel das Bild aus den Händen geglitten, so daß dessen Glas auf dem Boden in tausend Stücke zerbrochen sei; das Bild selber, das ja sehr alt gewesen, sei sozusagen fast in Staub zerfallen. Wäre es der Mühe wert gewesen, dieses alte kolorierte Blatt zum Einrahmer zu tragen, um noch eigens für es ein Glas schneiden zu lassen?

«Wir haben in der Dachkammer eine ganze Sammlung Kupferstiche, die uns Onkel Heinrich hinterlassen hat», sagte Mama. «Ich werde dir davon einen geben, um die Wand zu schmücken, wenn dir der Platz wirklich zu leer erscheint. Du brauchst nichts als vier Reißnägel, und du hast dein Bild an der Wand.»

Und es wurde Frühling. Ich fing an, schnell zu wachsen, und oft hustete ich und war bleich. Manche Dinge, wirkliche und eingebildete, quälten mich in jenem Jahr; jedoch, ich hatte nun gelernt, besser als früher, über sie zu schweigen; denn ein rechter Knabe muß auf eigene Faust die Dinge, die ihn verwirren oder ihn aus dem Gleichgewicht bringen möchten, ins Auge fassen können. Das Leben selber lehrt uns die Kunst, zu leben.

Da musste ich lachen ...

In Zimmerwald sehen russische Internierte, daß Spaziergänger in einer Gartenwirtschaft eine Landkarte studieren. Es ist eine Karte von Bern und Umgebung im Maßstab 1 : 100 000. Sie kommen und fragen: «Wo Moskau?» Auf die Antwort, Moskau sei nicht drauf, sagen sie: «Nix gutt Karte.»

Im Kantonnement ist die große Inschrift angebracht: «Der Schnaps ist der Tod des Soldaten.» Ein russischer Internierter sagt dazu: «Rußki Soldatt nix firkten Tott.» E. S.